

Erzgebirgische Heimatblätter



Beilage der Obererzgebirgischen Zeitung

Nr. 34. — Sonntag, den 23. August 1931.

Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Buchholz i. Sa., Karlsbader Straße 21. — Fernruf 3242 und 3243.

Geschichtliches aus Cunersdorf.

Auszug aus einem Affenstück, geschrieben um 1840.

„Der Name des Dorfes Cunnersdorf oder Runnersdorf kann wohl von dem sorbischen Worte Koinza, d. h. Kiefer, herrühren, weil in der hiesigen steinigten Gegend Bäume dieser Art von der Natur nicht verbreitet sind, mithin selten vorkommen, daher auch jetzt noch eine Kiefer bei Sehma an eine historisch merkwürdige Begebenheit erinnert.

Die Ableitung von dem Namen der Göttin Runa oder Koina, oder endlich von Cunos oder Cunosdorf, sind indeß ebenfalls nicht ganz unwahrscheinlich zu nennen. Cunersdorf gehörte ursprünglich zu Schlettau, einer im Bezirke der Herrschaft Hartenstein in Folge der Besiegung u. Unterjochung der Sorben oder Wenden erbauten Burgwarte. Zuerst wird daher Cunnersdorf im Jahre 1367 erwähnt, als ein gewisser Bernhardt von Schönburg Schlettau nebst den umliegenden Dörfern Cranzahl, Cunnersdorf, Königswalde-Amtsseite, Sehma und Waltersdorf besaß, sowie auch zugleich die Herrschaft Hassenstein in Böhmen, welche zwischen Sonnenberg und Kralup ohnweit der noch durch ihren Getraidemarkt sich auszeichnenden Stadt Raden im Saazer Kreise liegt.

Weil nämlich Bernhardt von Schönburg einen ungehinderten Verkehr zwischen seiner Besitzung in Böhmen und der in Sachsen wünschen mußte, auch die Gegend um Schlettau weniger ergiebig als die fruchtbarere Pflege in Böhmen ist, so wendete er sich an den damaligen Kaiser Karl IV., der zugleich König von Böhmen war, mit der Bitte, Schlettau und die obgenannten Dörfer zoll- und geleitsfrei nach Böhmen handthieren, namentlich Pferde, Schweine und alles andere Vieh wie auch Getraide von dort ausführen zu lassen. Der gedachte Kaiser bewilligte auch solches mittelst einer besonderen Urkunde d. d. Stollberg am 5. Juny 1367, in welcher Cunnersdorf eben so wie die anderen dabey interessierten Ortschaften namentlich erwähnt worden ist.

Späterhin hat ein Nachbesitzer Bernhardts von Schönburg, Namens Friedrich von Schönburg im Jahre 1413 die Stadt

Schlettau nebst den obenerwähnten Dörfern dem Cistercienser Mönchskloster zu Grünhain abgetreten, und zwar gegen

- a.) 840 Schock böhmische Groschen,
- b.) das Dorf Pegig bei Raden in Böhmen und die bisherigen Zinsen und Nutzungen aus zwei bei Pegig liegenden Ortschaften Saha und Aufschuß, sowie endlich

- c.) die Bedingung im Kloster zu Grünhain begraben zu werden.

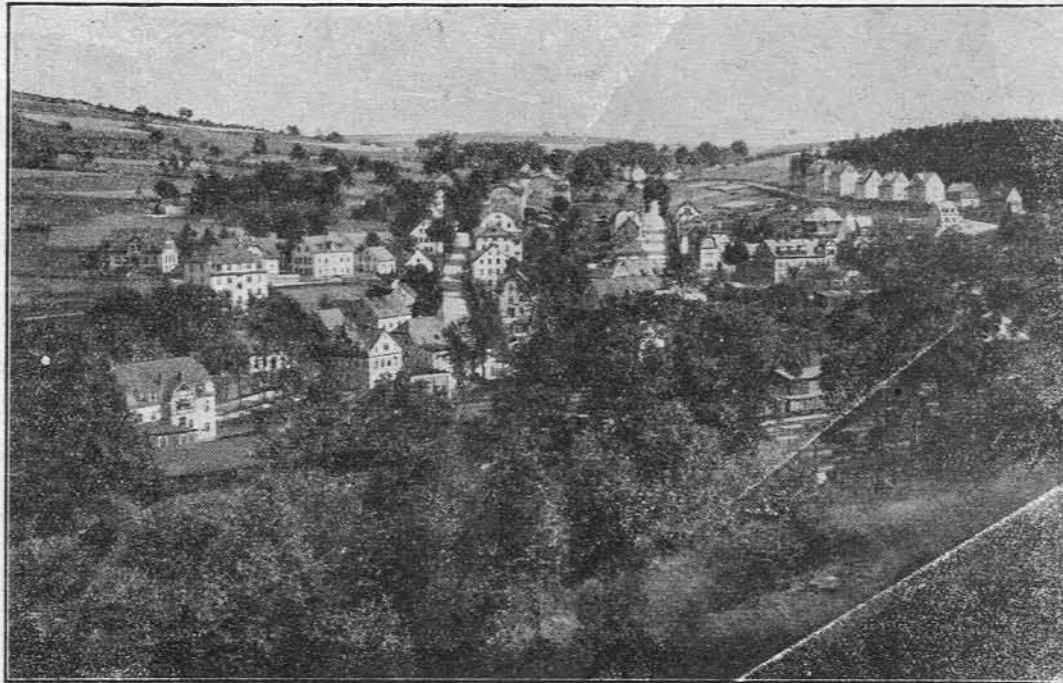
Das Kloster in Grünhain existierte jedoch seit dieser Zeit nicht viel länger als etwas über hundert Jahre, denn bereits im Jahre 1536 trat der letzte dortige Abt selbst zur lutherischen Lehre über und übergab das Kloster dem damaligen Churfürsten zu Sachsen Johann Friedrich den Großmüthigen, die Mönche aber verließen

tentheils ebenfalls die catholische Kirche und wurden Protestanten, die wenigen aber, welche bei der catholischen Kirche noch verblieben, wanderten nach Raden in Böhmen.

Es wurde daher das Kloster zu Grünhain völlig säcularisirt, in einen Amtsbezirk, soweit sächsische Ortschaften dazu gehörten, verwandelt und Cunnersdorf wurde nun seit dieser Zeit ein unmittelbares Amtsdorf von Grünhain.

Der Umstand, daß Cunnersdorf zum Amte Schlettau gerechnet wird, bezieht sich darauf, daß während der Besitzzeit des Klosters zu Grünhain ein besonderer Klosterbeamter in Schlettau angestellt war, welcher die dortigen Ortschaften, mithin auch Cunnersdorf zu administriren hatte, indem zwischen Grünhain und Schlettau die Stadt Elterlein sowie andere Besitzungen der Herrschaft Crottendorf lagen, oder der sogenannte oberwäldische Theil der Herrschaft Hartenstein, welcher erst im Jahre 1559 von dem Churfürst August zu Sachsen von denen von Schönburg gekauft und theils zum Amte Schwarzenberg, theils zum Amte Grünhain geschlagen wurde.“

J ä g e r.



Cunersdorf von heute.

Mären und Sagen aus dem Schwarzwassertal.

Der Wassermann.

Von altersher sind die Gewässer dem Volksglauben nach der Wohnsitz unheimlicher Wesen, die die Menschen vielfach in die kristallene Tiefe hinabzuziehen suchen. Auch das Schwarzwasser bei Schmiedeberg i. B. beherbergt einen Wassermann, der früher alljährlich ein Kind zum Opfer forderte. Vor allem die Karwoche war eine gefährliche Zeit, in welcher der böse Nix sein Unwesen trieb, und nachdrücklicher als sonst warnten die Eltern ihre Kinder, ja nicht über den Bach zu springen.

Einst ging, so klingt die Sage im Mund alter Leute fort, ein Priester am Schwarzwasser spazieren. In Gedanken versunken schritt er an dem sprudelnden Bach dahin. Plötzlich schreckte ihn eine dumpfe Stimme auf, und er vernahm deutlich die Worte: „Die Stunde ist da, der Knabe kommt nicht.“ Er staunt ob der rätselhaften Rede, blieb der Gottesmann stehen, blickte sich um, konnte aber ringsum keinen Menschen gewahren. Neugierig durchsuchte er das Gebüsch am Bachrand, konnte indes auch dort niemand entdecken. Und doch erklang es wieder in hohlem Ton, und nochmals schlugen laut und vernehmlich dieselben Worte an sein Ohr. Kopfschüttelnd ging er weiter und suchte sich wieder in seine Gedanken zu vertiefen. Doch so sehr er sich auch bemühte, der unheimliche Ruf ließ ihn nicht los, er mußte dem Rätsel nachgrübeln, bis ihn der frohe Gruß eines Knaben, der quer über die Wiese nach dem Bache lief, aus seinem unfruchtbaren Sinnen riß. Freundlich fragte der Priester den munteren Burschen nach dem Ziel seines Weges. „Mein Ziel ist der Bach, ich will über ihn hinwegspringen.“ lautete die lachende Antwort des Buben. — Jäh erinnerte sich der Gottesmann eines dunklen Gerüchts, das da und dort verstoßen bis zu ihm gedrungen war, und mit einem wurde ihm der Sinn des rätselhaften Rufs von vorhin klar: der Wassermann rief nach seinem Opfer! Bestürzt suchte er den Buben von seinem Vorhaben zurückzuhalten und schickte ihn mit einem kleinen Auftrag nach einem Haus, das weit vom Bache ablag. Mißmutig hörte der Junge den Auftrag, denn eine schier unüberwindliche Gewalt zog ihn zum Wasser. Endlich aber folgte er der Weisung des Gottesmannes und trollte davon. Der Priester jedoch setzte sich am Wiesenrain nieder, um die Rückkunft des Boten abzuwarten. Nach einer Weile erklang es grollend vom Wasser herüber: „Der Knabe kam nicht. Die Stunde ist vorüber.“ — Als der Junge seinen Auftrag ausgerichtet hatte, gab ihm der Priester lächelnd die Erlaubnis, sein Spiel fortzusetzen und über den Bach zu springen. Indes zeigte jener nicht die geringste Lust mehr dazu.

Das verwunschene Schloß auf dem Spitzberg.

Zwischen Schmiedeberg und Preßnitz ragt auf dem Höhenzug, der die Täler des Schwarzwassers und der Preßnitz voneinander scheidet, inmitten weiter Wälder der Spitzberg empor. Struppige Fichten bedecken seine Flanken, krönen seinen Scheitel, auf dem sich einst ein fester Herrnsitz erhob. Weithin beherrschten die Türme und Mauern das Rammgebiet, bis die Burg verflucht wurde und versank. Hierüber berichtet die Sage:

Der letzte Ritter, der auf dem Spitzberg hauste, war ein wilder Gesell, der Raub und Plünderung zum Tagewerk machte, in dessen Händen ein Menschenleben nicht mehr wog als eine Feder. Die Warenzüge, die aus dem Egerland heraufkamen oder dorthin gingen, waren ihm und seinen Raubgesellen willkommenen Beute. Und während die ruchlose Schar im Saal der Burg zechte und schlemmte und um das Raubgut würfelte, verkamen die Gefangenen des Spitzbergers in finstern, dumpfen Verliesen. So zog das Gefindel einst aus, das Kloster Maria Sorg bei Joachimsthal zu überfallen und zu plündern. Mit freilem Mut verwüdete die ruchlose Rotte Kirche und Ordenshaus, erschlug die Mönche und brannte das Kloster nieder. Den greisen Abt aber schleppten sie auf das Raubnest, um ihn im Kerker verhungern zu lassen. Doch das Maß der Untaten war voll. Der Gottesmann flehte in heißem Gebet den Himmels Herrn an, die Raubschar zu bestrafen. Und Gott erhörte die Bitte seines Knechts. Ein furchtbarer Donnerschlag erschütterte die Luft und ließ die Erde erbeben. Die stolze Feste brach in Trümmer und begrub das Raubgefindel unter ihrem Schutt.

Nur ein Mensch überlebte das Strafgericht — der greise Abt von Maria Sorg. —

Vor vielen Jahren weidete ein armer Hirtenjunge seine Herde am Spitzberg. Am Karfreitag kam er auch wieder hinauf und fand zwischen den Felsblöcken eine herrlich duftende Rose, die trotz der frühen Jahreszeit voll erblüht war. Er pflückte sie und steckte sie auf sein verwittertes Hütlein. Dann setzte er sich auf einen Stein unter einer Felswand, blinzelte in die Frühlingssonne und schlief endlich ein. Im Schlummer lehnte er sich an die Felswand, so daß die Wunderblume das Gestein berührte. Ein hallender Schlag ließ den Schläfer erwachen, der zu seinem Erstaunen eine weit geöffnete Tür vor sich sah. Ein kleiner Mann winkte ihm zu folgen, und fest schritt der Knabe in den Berg hinein. Durch dunkle und helle Gewölbe, von deren Decken edles Gestein in allen Regenbogenfarben herabfunkelte, leitete ihn sein Führer in ein weites Gemach. Hier saß mitten unter unermesslichen Schätzen eine wunderschöne Jungfrau und blickte den verschüchterten Schäfer auffordernd an. Starr vor Staunen sah sich dieser um und fand vor Bestürzung kein Wort. Endlich brach die Maid das Schweigen und lud ihn ein zuzulangen, setzte aber seufzend hinzu: „Vergiß das Beste nicht!“ — Jetzt endlich faßte der Bub Mut und stopfte sich Hut und Taschen voll Perlen, Gold und Edelsteine. Noch einmal sagte das Jungfräulein klagend: „Vergiß das Beste nicht!“ Suchend schaute er sich um und gewahrte eine Reitsche; nach der griff er, im Glauben, daß sie das Beste sei. Da aber brach das Mägdlein in bitteres Weinen und Klagen aus. Bestürzt wollte sie der Knabe nach der Ursache ihres Schmerzes fragen, doch ein harter, donnernder Schlag schnitt ihm das Wort im Munde ab. Der Boden bebt unter ihm und plötzlich stand er auf dem Gipfel des Berges. Jetzt erinnerte er sich der Wunderblume. Hastig griff er an den Hut, aber er fand sie nicht mehr. Zu spät erkannte er, daß er das Beste, die Rose, im Berg zurückgelassen hatte. W. L.

Nooch'n Feierohmd



U' blinder Kart'nspieler

(Nachdruck verboten.)

In Raabwanz'l-Haus kame jede Woch amol Schatzspielersesamm — wuhl schu zwaa Gahr lang. „Spiel-Ohmd“ jaacht'n de Mann'n, „uhnietige Fortlaaserei“ de Weib'n. Se hatt'n racht. Gald war net derhausen ze gewinne, bluß doß siech de Mann'n e biss'l Zeitvertreib verschaffet'n uff ne Ohmd hie. Mr funnt galeich sprach'n, in de Nacht nei, dā asu lang de letzte Ei'nbah net driem an Schaserhüwl nim machet, asu lang krieget oah de Spielfart' kenn Feierohmd. Dr Kanzasige, dan dr Schloß uff Zeitin amol nei kam in de Klang, dos war dr Mahltup-Edeward. 's war faa Wunner. Ne ganzn siehm Tog schärdet dar in Staabruch rim. Nu isn dos Stillesign net gaam gewas'n. Mitt'n drinne in dar Zugaberei fuhl ne de Pfeif ausn Maul; 'r is nei kumme in Schloß un war schwar wiedr munter ze frieng. Wie nu men'n Mahltup-Edeward dos Ei'schloßn oh-gewähne? — Dr Filzlob-Traugott dar hot siech in dan Fall doch amol a Rezept ausgefunne; dar Karl war mit alln Hundn gehegt.

„Wißt'r dā, wos mr mach'n,“ jaacht'r, „wenn dr Edeward wieder amol gar ze tief nei kimmt in Schloß: Do war'n mr ne amol sei Klang-Licht wack nammel!“

Richtig, anne Frettig uff dar annern Woch nim, war mei Mahltup wieder ei'geduselt. Nu macht'n die Spieler mit ihrn Theat'r lus.

Wie de Meisla sohn se ihe an dan Tiesch dra. Mei Filzlob-Traugott legit de Kart hie un schlich siech sachte zur Tür naus. Drauß'n vorn Haus machet ar ne leht'n Janst'r loden, dar noch offen stand, ganz sachte zu. Wie ar wieder rei war in dar Stub, hing ar sei blaue Schärz' über ne Geloos-Schrank, ne Raabwanz'l-Edwin seine über ne Töpp-Braa t. Nischt durft' gelihern. Nu nahm jedr seine Kart'n in de Hand, sezt siech an Tiesch, hie an sen'n Plaz. Ihe kam de Hauptsach' dra': Dr Filzlob griff nauf an de Lamp' un drehet 's Licht aus. Finst'r warsch in dar Stub', wie in 'ner Bach-Hütt'. Kaa Gesicht, kaa Janst'r, kaa Tür — nischt war ze sahe. Dr Raabwanz'l schub aah sei Tobakpfeif nei in Tieschfist'n un sei Brill. 's wur, waß Gott, asu finst'r un asu ruhig, wie in Grob. Bluß mei Mahltup schniebet in Schloß durch dar Ros' wie a Stacheligel.

„Ausgaam!“ schrier ihe uff amol dr Filzlob-Traugott wie a Faldwabel über ne Tiesch wack.

„Schall-Daus!“ bläakert dr Raabwanz'l-Edwin un trachtet ene Kart' hie uff dan Tiesch.

„De Zahne nei, doß'r fett ward!“ schrier dr Leibert-Arnst in dar Finsternis nei.

„Ward gestoch'n! — Dar Stiech schmeckt kalt gut!“ brüllet dr Raabwanz'l wieder drunnernei un knallet mit dr Faust uff ne Tiesch hie.

Ihe wur' mei Mahltup-Edward in sen'n Schloß munter — 'r rücket mit'n Stuhl.

„Edward, gab zu!“ schrier dr Raabwanz'l-Edwin. „Wie lang maarschte dä? — Hast doch ne Schall-Ober drinne! — Har dermiet!“

Doch mei Edward war stille; 'r hulet ängstlich Oten. „Wu bie iech dä?“ saahrt'r. „Ich kaa doch gar nischt sahe!“

„Nischt sahe bei dan hall'n Licht? Dir is wuhl de Müß über de Wang gerutscht? Mach' nár, spiel aus, alte Schloßmüß!“ schrier dr Arnst.

„Inu im Gottes Will'n, wu seid'r dä, ihr Manner?“ freeget dr Mahltup ganz zittig un fung laut ah ze wimmern. „Ich sah doch gar kaa Stub meh!“

Alle zamm war'n se ganz ruhig; es sullt rauskomme, als wär'n se derjchroden.

„Sei nischt für uhgut!“ nahm dr Raabwanz'l ihe 's Wort. „Es kaa sei, es is bei ne Edward ne D h s p a n n i n g nei in Rup getrat'n — wenn's net gar a Schloß is. — Leg' diech a bissl üm uffn Tiesch, mei Edward, doß dei Gehärrn ze Ruh fimmt!“

Richtig, mr häret, wie dr Mahltup siech ümleget un sen'n Gammer sachte in de Händ nei blies. Haamlich odr kame die annern bal üm vor Lach'n un hiel'n siech an dan Tiesch fest.

„Wißt'r wos, ihr gut'n Leit,“ saahrt ihe dr Leibert-Arnst, „iech war' amol 's Dorf no sahe, ob dr Dokt'r noch Licht hot in dr Stub — es is amende 's beste, mr führ'n dan arme Edward nunner zun Dokt'r! Mit de Wang darf dr Mensch net spaß'n.“

„Dr liebe Gott luhn' dir dan Ei'fall!“ saahrt dr Mahltup-Edward mit 'ner Stimm, die geklinge hot, wie beim Teich-maß'n-Henner nooch dar Grob-Red'. Un schu is mei Leibert-Arnst zu dar Tür naus. Drauß'n vorn Haus hot'r siech hie-gesezt uffs Letter-Wag'l un hot siech vor Lach'n ne Bauch gehalten. Drinne in der Stub schrier dr Mahltup in aane fort: „Meine arme Fraa! Meine arme Fraa!“

Kaane fünf Minuten hot's gedauert, do machet mei Leibert-Arnst wieder zu dar Tür nei.

„Su ein großmachtigs Gelick!“ saahrt'r. „Dar Dokt'r is noch auf. Kommt, Ihr Leit, führt ne Edward nüber zun Harrn Dokt'r — dar ward ne schie sei Wang-Licht wieder gaam!“

Ganz sachte nahme die zwaa Manner dan Mahltup hiem un driem an Arm. „Wöll'n mr 's Beste hoff'n!“ saahrt'n se. „Arnst, gieh du vornewack un mach' uns nochert de Haustür auf, wenn mr in Haus hie sei!“

Endlich war'n se an dar Haustür dra'.

„Es werde Licht!“ schrier dr Arnst feierlich un zug de Tür rim.

Mei Edward drauß'n de Heiser sahe un siech vun die zwaa Manner lusreiß'n, dos war aans.

„Ihr Schindluder, ihr verdammt'n!“ brüllet'r un machet siech wieder in dan Haus ahinner. „Dos soog iech eich: Ahmol hot dar Blinde geschloß'n — un net wieder!“

Dr Edward hot Wort gehalt'n. Drei Gahr lang hoom se noch ihrn Skat gespielt, geschloß'n hoom — de andern, die net Edward hieß'n.

Bernh. Brückner, Leipzig.

Dr Ladr-Mag.

's gibt Leit, die siech garn an darbn Spaß drlaubn un dann mr obr a sette Sachn net ieblnamme kaa, weil mr ahm wäß, 's is Spaß. Sette Spaßmachr hom obr a manichsmol Bach und missn Zeig ausfrassn, wos se wärllich garnet eingbrocht hom. Nochert lachen natierlich de annern. Su gings ne Ruhner-Mag, vun dann iech ihe ä Stichel drzehln will.

Währnd ne Krieg gobs doch amol ne Zeit, wu su ziemlich alles, wos mr siech denkn konnt, beschlognohmt un gesammelt wur. De Gemeindeämtr hattn viel ze tue un war'n garnet fartig, weil ah noch de aktiven Beamten in Krieg warn un von Aushilfsn ersetzt war'n mußn. Dr Ruhner-Mag war Hilfschuhmaa worn. Ar war a su e hunackets Luder un hatt schie an manichn hinners Licht gefihrt. Obr amol is ne ahm amol vrkehrt gange, uhnz döz ar dos wollt. Kam do amol a feiner Harr mit'n Auto un stieg bänn Gemeindeamt aus. Ar ging nei un stellet siech ne Mag vir: „Dr Rohleder“. Ar macht zen Birstand. Dr Mag hatt nu in sen Fih nár „Rohleder“ vrstandn un machet nei zen Birstand, dann ar meldn tat: „A Laderhandlr is drauß'n un macht mit'n Birstand red'n“. Dar war gerode iehr aner gruñn Arbit un wollt net gestäri sei. Ar mahnet, dr Mag sollt nár dann Laderhandlr naus-schmeißn, ar hätt ihe kähne Zeit ze settn Sachn. Zun Ugelick hatt obr dr Mag de Tür net ganz zugemacht un dr „Laderhandlr“ kunnt alles här'n. Wie ne dr Mag nochert Bescheid gaam hatt, machet dar Harr nei zen Birstand un stellet siech vir: „Direktor Dr. Rohleder“. Dr Birstand macht doch äwing mit sein'r Arbit aufhör'n weil ar mit ne wichtige Sachn zu besprach'n hätt. Wie ah gedölter Bliß fuhr dr Birstand vun sänn Stuhl auf un tat siech tausendmol entschuldigung wag'n dan gruñn M fverständnis.

Wos nochert, wie dar Harr wieder fort war, dr Mag von sänn Birstand ze här'n kriegt hot, kaa iech hier net wieder-gab'n. Iech wäß bluß, doß dr Mag siech seit dann Ugelicks-tog laufig virgesahe hot un doß ar seit dar Zeit dann Spik-name „Ladr-Mag“ fiehret.

E. Berthold, Rgsw.

's Korn is reif.

Dr Mittooch leecht sich off de Faldr.
Gerod wie a Meer rauscht's reife Korn.
Dr Mohn gukt raus aus gaaln Aehren
und blinzelt hie zenn Ritterschpörn.

An Faldrand niñn blaue Widn.
De Margarit ins Treime fällt.
Dos klane purpurrute Ralkl,
gelahnt an Schtaa a Schlessl hält.

De Sonn brennt schwil. De Luft tut zitt'n.
Doch mittndrinne klingt a Lied.
Dos singt ne Fra, die miet en Krigl
ze ihrn Maa offn Fald nausgieht.

Se gukt grodaus, de Wang hall leichtn.
Von Hoffning redn die un Glid.
Un wos ah im dr Fraa ma virgieh,
vrsinkt ihr alles Schtick fir Schtick.

Dr Wind frogt aa: Wie langt wards daurn,
bis dir dei Kinnl ward geborn? — — —
Ne Grill in Gros fängt aa ze zernp. —
A Hasl härts un schpißt de Ohrn.

Paul Simon.

Bilder aus der Heimat und aller Welt.



Die älteste Einwohnerin von Neudorf

Auguste Wilhelmine verw. Schindler geb. Teubner ward geboren am 11. August 1842 in Raschau als älteste Tochter des Geschirrführers Friedrich Teubner und seiner Ehefrau Wilhelmine geb. Tittel aus Sosa. Im 31. Lebensjahr zog sie mit ihren Eltern nach Kretscham-Rothenshma, wo der Vater bei dem Guts-, Brauerei- und Gasthofbesitzer Eberwein Stellung hatte. Ihrem Ehestand mit dem Maurer und Posamentier Karl August Spindler aus Oberwiesenthal entsprossen 12 Kinder (4 Knaben u. 8 Mädchen), wovon 9 noch am Leben sind und an ihrem 89. Geburtstag noch mit 36 Enkel, 41 Urenkel u. 1 Ururenkel gratulieren konnten. Die Greisin beschäftigt sich noch mit Spitzenklöppelei (Deckchen, Läufer und Bettdecken) und diese Sachen klöppelt sie noch ohne Brille in geistiger und körperlicher Frische. Möge ihr noch lange ein gesunder und gesegneter Lebensabend beschieden sein. Die allgemeine Liebe und Achtung, deren sie sich erfreut, bezeugte der große Gratulantentkreis der Einwohnerschaft.

Cholera-Epidemie vor 100 Jahren in Deutschland

Vor 100 Jahren wurde Deutschland von einer furchtbaren Cholera-Epidemie heimgesucht, der allein in Preußen 40 000 Bewohner zum Opfer fielen, darunter der Generalfeldmarschall v. Gneisenau und der Philosoph Hegel. Da man zu jener Zeit über die Möglichkeiten einer Epidemie-Bekämpfung noch nichts wußte, versorgte sich die gefährdete Bevölkerung mit den abenteuerlichsten Salben und Medikamenten. Unser nebenstehendes Bild zeigt ein Flugblatt aus dem Jahre 1831, das die Ueberängstlichen verspottet. Unten links: Eine Erinnerungsmedaille, die nach Erlöschen der Cholera herausgegeben wurde.

Wie in der „D. Z.“ ausführlich berichtet wurde, feierte der Allgemeine Turnverein Kleinrückerswalde am vergangenen Sonntag das Fest seines 25jährigen Bestehens. Zahlreiche Wettkämpfer hatten sich eingefunden, um sich mit den Kleinrückerswalder Turnern zu messen. Die Hauptvorführungen wurden am Sonntag bei günstigem Wetter auf dem trefflich angelegten Turnplatz des Vereins gezeigt. Wie wir auf unserem Bilde sehen, nahm eine stattliche Anzahl von Turnern an den Freiübungen teil. Die Übungen wurden exakt und mustergültig ausgeführt, sodaß sie auch in Turnreisen allgemeine Bewunderung fanden. Auch die Damenabteilung beteiligte sich zahlreich an dem Wettturnen und führte unter Leitung ihres Turnwarts Reigen und Tänze auf. Der 1. Vors. nahm bei der Siegereverenz Ver-



Bilder vom 25jähr. Stiftungsfest des Allgem. Turnvereins Kleinrückerswalde.

anlassung, dem neuen Oberturnwart Woldemar Schreiter und seinen Fachwarten, sowie allen Teilnehmern für die schöne Ausgestaltung und die reibungslose Abwicklung des Festes herzlichst zu danken. In der Tat haben die turnerischen Veranstaltungen des Festes gezeigt, daß man auch im Allg. Turnverein Kleinrückerswalde das Erbe Jahns hochhält und in besonderer Maße bemüht ist, unsere Jugend beiderlei Geschlechts durch Turnübungen zu ertüchtigen.





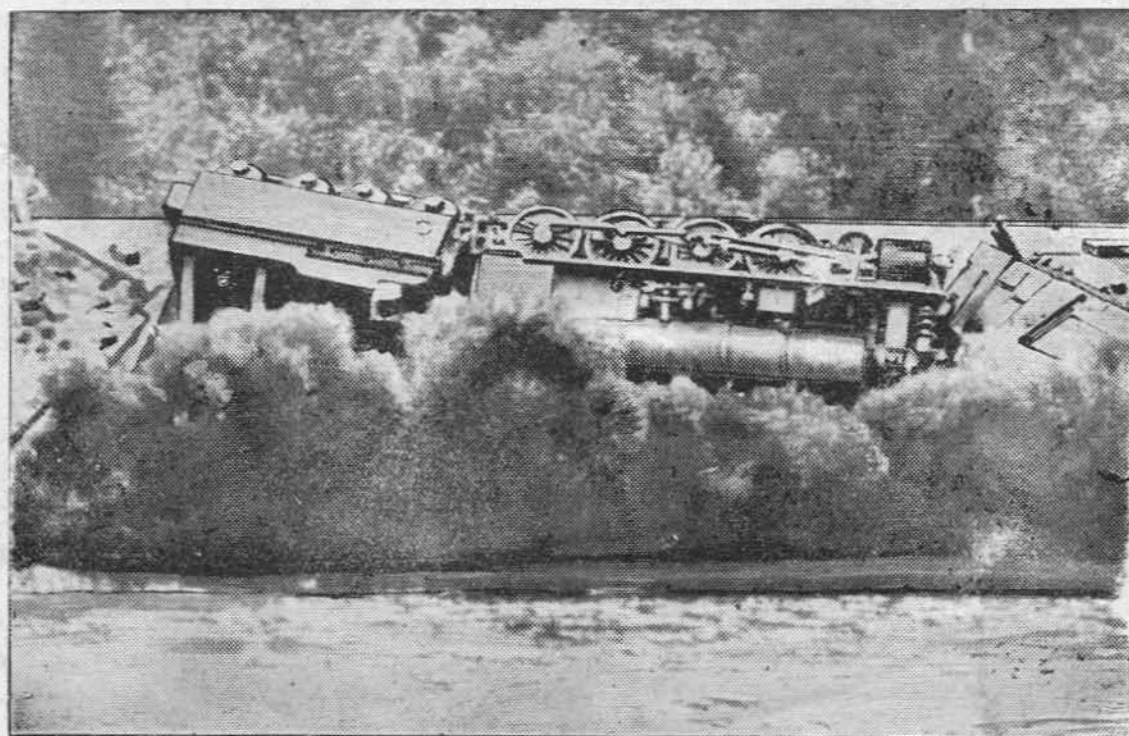
Illustrierte Wochenbeilage der „Obererzgebirgischen Zeitung“

Nr. 34. — Sonntag, den 23. August 1931.

Bilder aus aller Welt.

Das Eisenbahn- unglück in Steiermark

Der Expreszug von Rom nach Wien ist, wie schon gemeldet, bei der Einfahrt in den Bahnhof Gös bei Leoben (Steiermark) auf einen Güterzug aufgefahren. Die Lokomotive und die drei ersten Wagen des Zuges entgleisten u. stürzten die Böschung herunter. Es sind mehrere Tote und Schwerverletzte zu beklagen. Unsere Aufnahme ist ein Funkbild und zeigt die umgestürzte D-Zuglokomotive mit Tender, im Vordergrund den Mur-Fluß.



Eine Sensation der Funkausstellung: Jedermann sein eigener Schallplatten- Fabrikant

Ein neuer Apparat zur Selbstaufnahme von Schallplatten erregt auf der großen Berliner Funkausstellung, die am 21. August eröffnet wurde, großes Aufsehen. Der Apparat, mit dem man selbst Schallplatten in gewöhnlicher Größe aufnehmen kann, soll nur 100 Mark kosten und stellt eine Zusatzanlage zum Rundfunkempfänger dar.

Vater und Sohn



Roman von Kurt Felscher.
Copyright by Martin Feuchtwanger, Halle (Saale).

(16. Fortsetzung.)

„Du erzähl' du mir was, Robertel; du mußt doch auch allerhand erlebt haben.“

Der Junge wachte wie aus einem Traum auf. Er hatte zuletzt nur noch mit halbem Ohr zugehört. Wie niedlich das Mädel an seiner Seite aussah! Und doch — sie kam ihm ja anders vor. Das lag wohl an der langen Trennung. Er war diese Munterkeit nicht mehr recht gewöhnt.

„Was soll ich dir weiter erzählen, Paulindel? Bei mir sieht ein Tag wie der andere aus“, wehrte er ab.

„Du, du wirst doch auch was erlebt haben, Robert. In Petersdorf is doch immer allerhand los“, schmolte sie.

„Ich komm' nicht weiter ins Dorf. Abends bin ich immer hundsmüde und geh' zeitig schlafen.“

Sollte er ihr liebes, fröhliches Gemüt mit dem beschweren, was ihm auch diesen Herbstsonnentag umflorte? Einmal hatte sie ihm ihr Mitleid bezeugt — heute war sie wohl nicht in der Stimmung, ihn zu verstehen; das fühlte er mit schmerzhafter Deutlichkeit.

Und er schien recht zu haben. Pauline stand plötzlich von der Bank auf und horchte zum Tal hinab. Von dort klangen, vom Herbstwind heraufgetragen, vier Schläge.

„Nanu!, schon viere! Du, da muß ich wieder fort.“

Auch Robert hatte sich erhoben. Und nun standen sich die zwei jungen Menschen gegenüber, wollten sich ins Auge schauen in scheuer Frage und flüchteten vor ihren Blicken.

„Na, da leb' wohl, Robert“, klang es endlich aus des Mädchens Munde — nicht so fröhlich wie vor einer knappen Stunde, als sie von der Bank zu des Burschen Begrüßung aufgesprungen war.

„Leb' auch wohl, Paulindel, und ...“ Er konnte nicht vollenden, denn ein hämisches, trockenes Lachen schreckte die beiden aus ihrer Versunkenheit auf.

„Also 'rumtreiben tußt de dich mit Weibsbildern, Jüngerle. Willst wohl wieder rausfliegen wie dazumal beim Heckert-Gustav in Schreiberhau?“

Wie aus der Erde gewachsen, stand Robert Zeidlers Vater vor den jungen Leuten.

Mit großen, erschrockenen Augen starrte Pauline auf den hageren, nach vorn gebeugten Mann, der sie aus ein Paar tiefstehenden Augen giftig ansunkelte.

„Wer is denn das Frauvolk?“ herrschte er seinen Sohn an. Robert stand mit hängenden Schultern vor dem Aufgebrachten. Welcher unglückselige Zufall mochte den Vater hierher geführt haben? Er ahnte ja nicht, daß der längst von seinem Aufenthalt bei Treutler wußte, daß er seinen Sohn beobachtete auf dem Bauhose mit Hilfe eines alten Fernrohrs, das er vor Jahren einmal einem Trödler abgekauft hatte und das ihm nun gute Dienste leistete.

Heute hatte ihn freilich der reine Zufall, oder war es Fügung, hierher geführt. An einem solch schönen Herbsttage war er vor vielen Jahren mit seinem Weibe einmal nach dem Moltkefelsen gewandert, um das Denkmal anzuschauen, das dort enthüllt worden war. Darum hatte er sich heute ausnahmsweise einmal aus seinem Bau herausgewagt, war auf

Umwegen hierher gewandert, um möglichst wenig Menschen zu begegnen — und mußte mit seinem Sohne zusammentreffen. Das vergällte ihm seine ganze Stimmung.

„Nu, willst nich reden?“ fuhr er Robert an.

Da wandte er sich an das Mädchen: „Wer sind denn Sie? Aber eigentlich muß man woll noch Du sprechen“, forschte er mit hämischem Lachen.

„Das geht Sie gar nicht an, Sie — Sie Grobian, Sie“. Dabei streckte Pauline dem Manne ihre Zunge heraus, machte feiert und lief mit wehenden Röcken davon.

„Na, so eine unverschämte Kräte“, schimpfte der alte Zeidler hinter ihr her. „Und mit so ein'm dummen Balge läßt du dich ein? Da kannste mir leid tun.“

„Vater, das war die Heckert-Pauline aus Schreiberhau, die Tochter von mein'm ersten Meister.“

„Derentwegen du 'rausgeflogen bist — und du bist immer noch hinter der her? Für so dumm hätt' ich dich nicht gehalten. Laß se laufen — die is ja noch an ganz grüner Balg, die plätscht a Leuten ja noch die Zunge 'raus. Aber wart' oß, Bürschel, das werd' ich der Meistern schreiben. Ich weiß jezt alles, was du dorte getrieben hast. Schäm dich und komm mir möglichst wenig unter die Augen, wo du doch amal in Petersdorf bist. Den ganzen, schönen Nachmittag hast mir wieder verdorben.“ Sagte es und machte seinerseits feiert, ohne auf des Sohnes Erwiderung zu warten.

Der aber ging schleppenden Ganges zur Bank zurück. Hier neben ihm hatte vor Minuten noch ein munteres Menschenkind gegessen, und wenn es auch nicht eine so himmlische Stunde gewesen war wie damals im Silberlicht der Mondnacht, es war doch ein Menschenkind gewesen, das ihn gern hatte. Gern hatte? Vielleicht gern gehabt. Dieser Nachmittag mit seinem häßlichen Ausklang war wohl die Sterbestunde seiner ersten Liebe, die ihm in Paulinchens Neigung erblüht war. Sein Leben würde fortan noch einsamer werden. Da kam es plötzlich wie Troß über ihn. Nein, dieses liebe Mädel würde zu ihm halten. Warum machte er sich gleich so trübe Gedanken!

Er fuhr mit der Hand nach seiner Brusttasche und holte seine bisher sorgsam gehüteten Schätze hervor, die beiden Liebesdokumente seines Paulinchens. Lange sah er auf sie nieder; er kannte sie auswendig. Nun war das Wiedersehen vorüber, ja vorüber.

Vom Gebirge wehte es kühl herab. Es war Zeit, heimzukehren. Ganz von fern hörte er helle Mädchenstimmen singen. Dort wanderte Paulinchen im Kreise der anderen Jungmädels heimwärts zu ihren Eltern, mit denen sie, wie sie ihm wortreich erzählt hatte, wieder in bestem Einvernehmen lebte.

Wenn er doch auch heimkehren könnte zu seinem Vater!

16. Kapitel.

Wer trägt die Schuld?

Der alte Zeidler saß in seiner Stube am Fenster in dem alten Backenstuhl und fuhr mit dem Zeigefinger den Zeilen nach, die er aus einem auf seinen hageren Knien aufgeschlagen liegenden, dicken Buche herauslas. Leises Murmeln begleitete sein Lesen:

„Ein weiser Sohn ist seines Vaters Freude.“ Er schüttelte den Kopf und blätterte weiter in der Bibel. „Ein weiser Sohn läßt sich vom Vater züchtigen.“

Jawohl, so war es recht. Freude? Nein, die konnte er an seinem Sohne nicht mehr haben seit jener unglückseligen Stunde vor zwölf Jahren. Der Backenstuhl hatte es mit angesehen, wie sie hinschlug, seine liebe gute Theresje; in seinem harten Wachtuchpolster hatte ihr gesegneter Leib geruht, ehe sie ihm zum Willkommen entgegenprang.

Immer wieder führten ihn seine Gedanken jahraus, jahrein den gleichen Weg. Wie war es doch gewesen? Er hatte, wie manches Mal, ans Fenster geklopft, wenn er Mutter und Kind durch die Scheiben sah. Warum mußte Robert den unseligen Kinderball auf den Boden werfen? Er allein war schuld an seiner Mutter frühem Tode. Und für solche Schuld mußte Buße geleistet werden. Niemals durfte er davon frei werden.

Nicht nur einen geliebten Menschen hatte er in die Grube gebracht, noch einem anderen hatte er das Leben zerbrochen — ihm, dem Vater, dem Manne jenes lieben Weibes, das ihm nach harter, sonnenloser Jugend, die er im Banne einer verbitterten Mutter verbracht, Licht und Wärme geschenkt hatte. Wie oft hatte er schon die alte Bibel befragt, aus der ihm seine Mutter vor langen Jahren all die Stellen von der Sorge, Last und Mühe des Lebens vorgelesen. O ja, da stand auch vieles andere drin von Freude und Jubel, Lob und Dank. Wie sollte er dazu kommen, zu jubeln oder gar zu danken. Gott war für die Glücklichen da, nicht für ihn.

Unwillig klappte er die Bibel zu, daß eine feine Staubwolke aus den vergilbten Blättern emporwirbelte.

Klapp — klapp — klapp! Drunten, ein paar hundert Meter abwärts, waren sie beim Ziel-August beim Korndreschen. Klapp — klapp — klapp! Klang das nicht wie: Schuld — Schuld — Schuld! Selbst aus dem Takte der Dreschflegel schien es ihn zu mahnen.

Schuld? Hatte ihm dieses Gefühl nicht vor Jahren selbst einmal schwere Tage bereitet, als seine Mutter so plötzlich nach dem Herzen griff und, ohne ihm noch ein Wort fürs fernere Leben mitzugeben, ihren Mund für immer schloß? Derselbe Pfarrer, der ihm vor einiger Zeit wegen seines angeblichen Unruhestiftens Vorwürfe gemacht, hatte ihn damals beruhigt. Der Mann hatte ihn falsch geleitet. Sicherlich hatte sich seine Mutter, die so hart über Recht und Unrecht gedacht, gerächt, ihn droben beim Herrgott verklagt, und der hatte ihn erst so recht sicher und zufrieden werden lassen, um ihn dann um so härter niederzuschlagen. „Auge um Auge, Zahn um Zahn!“, dies böse Wort hatte ihm einst seine Mutter auch gewiesen; ihm von dem eifernden Gott erzählt, der die Sünde heimsucht bis ins dritte und vierte Glied.

Ja, dann war er doch selbst der Schuldige! Er, Robert Zeidler, der Vater! Dann war jenes Fallenlassen des Balles doch wohl nur Fügung eben dieses Gottes, der die Schuld heimsucht. Dann war sein Sohn nur dessen Werkzeug; sein geliebtes Weib war das Opfer gewesen, das für des eigenen Mannes Schuld fallen mußte.

Mit zusammengekniffenen Augen stand der Bauer am Fenster. Seine hageren Hände, auf deren Rücken die Adern wie Stricke herausstanden, lagen wie Raubvogelkrallen gespreizt auf dem Fensterbord. In kaum hörbarem Murmeln bewegten sich seine blutlosen Lippen. „Nee, nee, ich nich — der Robert is schuld, der Robert!“

Er schob die Bibel unwirsch zur Seite, warf dem Buche einen feindseligen Blick zu und ging zur Tür hinaus.

Aus dem Stall erscholl lautes Muehen und Brummen. Dort rasselten seine Freunde an der Kette. Seine Augen wurden um einen Schein heller. Das Vieh mußte gefüttert werden. Dabei wurde man seine quälenden Gedanken am besten los. Als er in den Stall trat, der durch eine trübe, halb blinde Hängelampe nordüftrig erhellt wurde, blieb er wie angewurzelt an der Tür stehen.

Träumte er? Aeffte ihn ein böser Spuk? Dort — dort auf dem Melkschemel neben der Kotsche, dort saß doch sein Weib? Er mußte mit der Hand nach dem Türpfoften greifen, um nicht zu wanken. Diese weichen, hellbraunen Zöpfe, lose um den Kopf gelegt, dieses feingeschnittene, schmale Gesicht!

Nein, es war nicht Therese, sein liebes Weib, das dort eifrig beim Melken war. Annchen, seine Tochter, saß dort, fuhr plötzlich mit dem Kopf herum, weil die Kotsche eine Bewegung machte, blickte ihren Vater sekundenlang ins staunende Gesicht, wandte sich herum, wieder ihrer Arbeit zu. Sie wußte ja, daß der schweigsame Mann keine Unterhaltung liebte.

Robert Zeidler aber vergaß für Minuten den Zweck seines Kommens. Starr blickte er auf das liebliche Geschöpf nieder. Zum ersten Male sah er, wie ähnlich dieses erblühende Mädchen seinem toten Weibe geworden war. Wie Annchen ihn angelblickt hatte — so scheu und bedrückt! Und doch, diese Augen hatten ihn früher aus einem so geliebten Angesicht zugelächelt! War er nicht selbst schuld daran, daß er Annchens Erblühen nicht be-

merkt hatte? Eigentümlich eng wurde es ihm in der Kehle, als wügte ihn dort etwas.

Plötzlich raffte er sich auf, schritt behutsam zu dem Kinde und legte ihm ganz sacht seine harte, knöcherne Hand auf den Scheitel.

Annchen fuhr zusammen und duckte sich tief über den Melkschemel. Aufzusehen wagte sie nicht. Der Vater war so merkwürdig — das hatte er noch nie getan. Ob er sie schelten würde?

Hätte sie zu ihm aufgeschaut, dann hätte sie wohl gestaunt. Diese harten, sonst so feindseligen Augen schauten sonderbar weich zu ihr hernieder.

Kein Wort sprach Robert Zeidler; nur ein schwerer Seufzer entstieg seiner Brust. Dann schritt er zum Heurechen, um den Kühen frisches Futter aufzuhäufen. Aber seine Hände waren merkwürdig ungeschickt; es schien, als zitterten sie heftig unter der geringen Last des Heues. —

Zur gleichen Stunde, da der alte Zeidler seiner kleinen Tochter über das Braunhaar strich und ein seltsames, ihm selbst noch keineswegs ganz klar gewordenes Erlebnis hatte, machte auch der Sohn jenes stillen Mannes eine Erfahrung, die ihn für Stunden aus seinem seelischen Gleichgewicht brachte.

Die schrille Dampfpfeife aus der Brettschneide des Treutlerschen Bauhofes heulte den Feierabend über den Zimmerplatz. Wie auf Kommando legten sämtliche Arbeiter ihre Werkzeuge nieder, trotteten einzeln oder in Gruppen dem Ausgang des Plazes zu und verschwanden im frühen Dämmerlicht des Spätherbsttages.

Auch Robert Zeidler verließ mit den beiden anderen Lehrlingen, die sich von allerlei Schnickschnack unterhielten, den Zimmerplatz.

Er war die letzte Woche stiller als je gewesen. Auch Bittner, der seine neue Taktik an ihm erprobte, hatte ihn nicht redseliger gemacht, so daß jener schon wieder schwankend geworden war, ob es nicht doch besser sei, den albernem Duckmäuser einfach laufen zu lassen.

Keiner von allen wußte ja, was am vergangenen Sonntag sich abgespielt hatte. Zu wem sollte er auch davon sprechen? Nicht einmal seiner Großmutter und Annchen konnte er davon erzählen, sonst hätte er ja sein Geheimnis preisgeben müssen.

Heute war er mit seinem Verhalten Paulinchen gegenüber höchst unzufrieden. Warum war er auch ihr gegenüber so stumm wie ein Fisch gewesen? Hätte er ihr sein Herz ausgeschüttet, gewiß hätte sie ihn dann wieder so lieb getröstet, ihn geküßt. Ganz heiß wurde ihm bei dem Gedanken. Er mußte ihr eine Erklärung schreiben, heute noch. Sie hatten ja gar keinen richtigen Abschied nehmen können, weil der Vater dazwischenkam. Wie hatte er das liebe Mädchen behandelt! Nein, er mußte ihr schleunigst ein gutes Wort schreiben.

Als er in seine Kammer trat, fand er einen Brief auf dem kleinen Fichtenholztische. Den hatte wohl die Franziska ihm hingelegt; die nahm ja immer dem Briefträger die Post ab. Heftiges Herzklopfen befiel ihn. Der Brief konnte nur von Paulinchen sein. Sie war doch ein lieber Kerl, daß sie ihm zuerst schrieb.

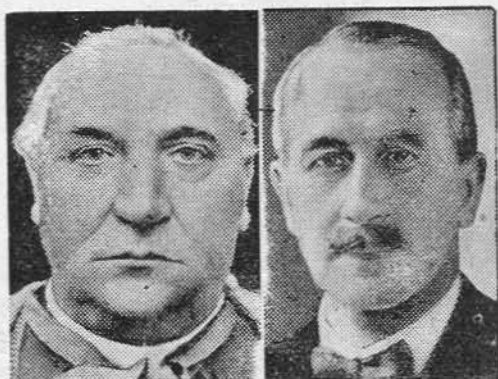
Er hatte sich nicht getäuscht. In ein wenig ungelenten, eigenwilligen Buchstaben stand auf der Briefhülle: An den Herrn Robert Zeidler beim Herrn Zimmermeister Treutler in Petersdorf i. R. Mit zitternden Fingern riß Robert den Briefumschlag auf und las.

Es dauerte eine geraume Weile, bis er mit dem Lesen fertig war. Dann ließ er das Schreiben sinken und blickte lange in das zuckende Licht der kleinen Petroleumlampe. Nun war es doch wahr geworden, was er am Sonntag geahnt und dann doch aus seinem Herzen verbannt hatte, weil er an die Liebe eines kleinen, munteren Mädchens geglaubt hatte. Es klang ja so verständlich, so merkwürdig verständlich, was Paulinchen schrieb.

„... und weil ich die Empfindung habe, daß wir beide nicht zueinander passen, halte ich es für das Beste, daß wir uns trennen, bevor uns das eheliche Band verknüpft ...“

(Fortsetzung folgt.)

Bilder aus aller Welt.



Amerikanisches Geschenk zur Tausend-Jahr-Feier Islands

Eine Kolossalstatue des isländischen Helden Leif Ericsson, ein Werk des New Yorker Bildhauers Stirling Calder, wurde von den Vereinigten Staaten der isländischen Regierung anlässlich der großen Wikinger-Tausendjahrfeier zum Geschenk gemacht.

Zum 70. Deutschen Katholikentag in Nürnberg

Vom 25. bis 30. August findet in Nürnberg der 70. Deutsche Katholikentag statt. Unser Bild oben zeigt die katholische Liebfrauenkirche in Nürnberg; oben Porträt rechts Prinz von und zu Liebenstein, der den Katholikentag eröffnet und links Nuntius Basilio di Torregrossa, der als Vertreter des Papstes an dem Katholikentag teilnimmt.

Von den deutschen Rudermeisterschaften in Berlin-Grünau

Unser nebenstehendes Bild zeigt die Vierermannschaft des Berliner Ruderklubs, die die Meisterschaft mit Steuermann überlegen gewann. Oben im Kreis: Buhk-Berlin, der überraschend die Einer-Meisterschaft eroberte.

